



Das Kaiser Tor von Wien

Nach dem ersten Kriegsjahr.

Schilderung des heutigen Lebens in der Kaiserstadt Wien.

Zu der letzten Juliwocche schreibt ein Korrespondent aus Wien: Wer in diesen letzten Tagen in Wien mit oder ohne Absicht die Gespräche auffing, die in den Kaffee- und Gasthäusern, in den Straßenbahnwagen und in den öffentlichen Gärten geführt wurden, der konnte immer wieder die Worte hören: „Jetzt wird's ein Jahr!“ ... Es ist unnötig, zu sagen, worauf sich diese Worte bezogen. Es hat wohl keinen Menschen in der alten Wienerstadt gegeben, der sich in dieser letzten Juliwocche nicht lebhaft mit dem befragt hätte, was jetzt vor einem Jahre in Wien vorgegangen ist.

Von Fieberschauern der Aufregung war die Stadt geschüttelt worden seit dem Tage von Setojewo, dann kam der 25. Juli, der Tag der Ausrufung des Fehrn. v. Giesl aus Belgrad, und schließlich am 28. Juli die Kriegserklärung an Serbien. Wer damals miterlebt hat, was sich in dem sonst anscheinend so beglücklich

beigegangen, ohne alle die Erinnerungen, die schönen und die traurigen, wieder wachzurufen. Kaum an einer Familie, kaum an einem Hause sind die Monate dieses Krieges spurlos vorübergegangen. Wir erinnern uns an einen Tag, da wir in der Straßenbahn Anfang April ein Gespräch zwischen zwei Modedamen belauschten, die die wichtige Frage erörterten, welche Farbe in der heutigen Saison wohl die Modefarbe sein werde; da erhob sich in einer Ecke ein bleicher junger Oberleutnant, der den einen Arm in der Binde trug und neben dem eine Krücke lehnte, und sagte artig, aber mit unvertennbarer Ironie: „Schwarz, meine Damen!“ Er hat recht behalten. Sieht man die Wiener Frauen jetzt auf den Straßen und in den Gärten, so läßt es sich leider nicht leugnen, daß Schwarz bei vielen die Modefarbe ist. Auch daran haben die Leute wohl lebhaft gedacht, wenn sie jetzt sagten: „Nun wird's ein Jahr!“ Aber die Worte klangen nicht verzagt, klangen nicht ungeduldig, sondern sie wurden mit ernst und fester Fassung gesprochen. Wien hat viel gelernt in diesem Jahre, und wenn auch die Sonne ebenso warm herunterlacht wie früher und wenn auch der Grundzug des Wesens der Wiener Bevölkerung, der „Humor“, nicht verschwunden ist, so ist doch eine ernstere Note in das ganze Leben der Stadt gekommen. Aber man läßt sich dadurch nicht anstecken, und tut alles, um zu vermeiden, als wäre man minder vernünftig als in alter Zeit.

Wer aber dieses Wiener Volk, wie es lebt und liebt, seit Jahrzehnten kennt, der läßt sich nicht täuschen, aber es überkommt ihn oft ein mit einer leichten Art von Nüchternheit gemischtes Ersauern darüber, wie sich dieses als allzu leichtlebige wenn nicht gar leichtsinnig verschleierte Volk während des Krieges gehalten hat. Schiller hat den Wienern die macula levis des Phäakeniums angehängt, und selbst Grillparzer, der ein Steirer war, läßt einmal seinen Otokar sagen: „Do, Wiener, leichtbeweglich Volk, — Habt ihr für ewen letztern Gaum gezittert?“ ... Jetzt, nach dem Ende dieses Kriegsjahres, hat es sich herausgestellt, daß die Wiener besser sind als ihr Ruf. Die unendliche Gutmütigkeit dieses Volkes, dessen stärkste Begabung darin zu bestehen schien, sich selbst zu ironisieren und sich über sich selbst lustig zu machen, hat die reifsten Früchte im Dienste der Kriegsvorbereitung ge-



Landminenwache in Sellen auf Hügel.

leichtlebigen Wien zutrug, der wird diese Zeit nie mehr vergessen, und doch: wie viel, wie Großes, wie Ungeheuerliches hat sich seitdem zugetragen. Tage der Sorge kamen, Tage erhebender Freude. Tage jährender Erbitterung. Die Wiener glaubten oft, keine Zeit zum Atemholen, geschweige denn zum Erinnern finden zu können. Aber jetzt, da sich der Beginn der großen Ereignisse jährt, ist doch kaum einer an diesem Tage vor-

Von deutscher Seite errichtetes Denkmal für die gefallenen Deutschen und Russen in Lowitz.



Die Pyramide trägt zwei Tafeln, auf denen das Andenken der für ihr Vaterland gefallenen Deutschen bzw. Russen gelehrt wird; auf unserer Abbildung ist die Seite des Denkmals, welche die Gedenktafel für die deutschen Krieger aufweist, nicht sichtbar. Der Gedenkstein zeigt ferner das Eisenerne und das griechische (orthodoxe) Kreuz.

tragen, und Wien allein hat in diesem Kriegsjahr bisher dem Zwecke der Kriegsfürsorge rund 66 Millionen Kronen geopfert. Und mit einer Geduld sondergleichen, mit einer Zähigkeit, die man dem Wiener nie zuge- traut hätte und die zu liefern ihm allerdings sein Humor verhalf, hat er all die Umbilden dieses Kriegsjahres überstanden. Der Wiener ist genügsam geworden, er hat auf zahlreiche Segnungen der Wiener Küche verzichtet müssen und — Wunder über Wunder — er hat nicht einmal darüber „geraunzt“, wobei doch das „Raunzen“ zu den angestammtesten Grundrechten des Wieners gehört. Von einer eigentlichen Knappheit der Lebensmittel war ja freilich nicht die Rede, es war immer genug da, aber



Feldrabbiner Dr. Leon, kurzzeit in Lodz, der mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde

wer die Wiener kannte, mußte befrachten, daß sie die Einbuße an Qualität noch viel schwerer ertragen würden, als jene an Quantität. In den ersten Kriegsmontaten wurde freilich noch ein wenig zu arg aus dem Westen gewirtschaftet. Dann aber kam das Kriegsbrot, es verschwand die Kaiserfemmel und es verschwanden alle ihre Vettern aus dem stolzen Geschlecht des Wiener Gebäcks. Es kam



Kriegsgefangene serbische Komitatshits.

noch schlimmer: es kam das Maisbrot, das fast nur aus Mais bestand und dem Bürgermeister Dr. Weiskirchner den Namen „Dr. Maiskirchner“ eintrug. Man lockte weniger und man aß weniger. Und wenn das bayerische Bier ausging und das Pilsener zu teuer wurde, dann trank man stillzufrieden sein Abzugbier, hierzulande „Fensterchwig“ genannt, und hatte es schon seit den ersten Tagen des Krieges gegen Frankreich für ganz unpatriotisch gehalten, französischen Champagner zu trinken (der, nebenbei gesagt, auch unerhört teuer geworden war.) so kam man nun darauf, daß es mit dem Heurigen, dem Grinzinger und dem Gumpoldtskirchner ebenso gut geht.

Freilich hatte die Lebensmittelfrage auch ihr ernstes Gesicht. Die Preise schwebten in die Höhe, und es läßt sich nicht leugnen, daß wie anderswo auch in Wien die frebelhafte Preistreibererei und der Lebensmittelwucher ihr schändes Spiel begannen. Die Brotpreise blieben erträglich, aber die Preise von Fleisch, Obst und Gemüse erreichten Höhen, die durch nichts zu rechtfertigen waren und allmählich zu drückendsten Steuern zu werden begannen. An die Seefische, die in Deutschland willkommenen Ersatz boten, ist der Wiener viel zu wenig gewöhnt. Er weiß sie nicht zubereiten und schätzt sie mit Unrecht gering. Viel zu hohe Preise erzielten auch Obst und Gemüse und vor allem die Zwiebel, die geradezu zu Phantasiereisen hinausschnellte, die man damit zu begründen versuchte, daß die Hauptmasse der Zwiebellieferungen für Wien und Oesterreich überhaupt aus Ägypten kamme, was übrigens zum Teil nicht unrichtig ist. Es ist selbstverständlich, daß diese Vorgänge auf dem Lebensmittelmarkt die minder Bemittelten weit schwerer trafen und treffen mußten als die bemittelten Kreise und es muß mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß

gerade die kleinen Leute sich geduldig und ohne Murren in das scheinbar Unabwendbare fügten. Jedoch bereitete sich auch jetzt eine Wendung zum Besseren vor. Die Behörden begannen energisch gegen den Lebensmittelwucher einzuschreiten, die Gerichte verurteilten fleißig und streng die Preistreiber und da die ungarische Ernte sehr gut ausgefallen ist, und die Ernte in Oesterreich Gutes erwarten läßt, wird wohl bald auch der kleine Mann wieder sein gutes Brot zu erträglichen Preisen erhalten.

Es ist selbstverständlich, daß sich auch das Straßenbild wesentlich verändert hat. Dieses eine Kriegsjahr brachte es mit sich, daß die jungen Männer im Bürgerkleide zum größten Teile aus den Straßen verschwunden sind und einen zum Nachdenken stimmenden Ersatz für sie bilden die Verwundeten, die heil oder in der Genesung begriffen, so häufig in den Straßen und den Anlagen zu sehen sind. Soldaten aller Waffengattungen, aller Sprachen und Nationen des Reiches, von denen die meisten noch niemals Wien gesehen hatten und die nun unter Führung von Leuten der Kriegsfürsorge in Straßenbahnwagen oder zu Fuß durch die Straßen geführt werden, um die Wunder der Großstadt kennen zu lernen. Dann stehen sie gruppenweise vor den Brunnenhäusern und insbesondere vor der Hofburg und raunen sich in ihrer Muttersprache ehrsüchtig zu: „Dort wohnt der Kaiser!“ Oder sie liegen hingestreckt in der warmen Sommer- sonne in den Anlagen und tauchen vernünftig und plaudern von ihren Erlebnissen, und wo sie erscheinen, fehlt es nicht an Gutmütigen, die ihnen allerlei gute Dinge zureden, und es fehlt nicht an Freundlichkeiten, die ihnen erwiesen werden; wobei wieder hervorgehoben werden muß, daß gerade die kleinen Leute sich ihren Verhältnissen entsprechend rührend benehmen. Die deutschen Soldaten, deren es in Wien in den letzten Monaten nicht wenige zu sehen gegeben hat, erfreuen sich besonders herzlicher Aufnahme. Und wenn man gänzlich unbefangenen und nüchtern die Zustände in den Spitälern und Genesungsheimen prüft, so wird man überhaupt nur Erstaunliches hören. Ueberhaupt hat von den verschiedenen Zweigen der Verwaltung sich der Sanitätsdienst der militärischen und der zivilen Behörden weitest aus dem besten, nämlich geradezu vortrefflich bewährt. Von den gefährlichsten Epidemien ist keine gekommen und die Anzahl der Erkrankungen an Typhus, Blattern

und Pledentypus usw. geht über die Anzahl der Erkrankungen in normalen Jahren kaum hinaus.

Friedensträume.

Nach reide durch die morgenfrischen Auen, Durch Frankreichs Auen heut im Sonntagsglanz, Am Himmel, diesem märchenhaften, blauen, Steh'n duftig je weiße Wölkchen Kranz bei Kranz, Rings herzt das Land der reichen Erntetenden, Daß von der Segenslast der Palm schier bricht; Doch miß' ich zweierlei: der Glocken Klängen Und deutscher Frauen liebes Angesicht! Ja, Glockenläuten! Oh, wie lange schweig' hier hinterm Grenzwall deutscher Heere schon Die eh'ernen Stimmen, die selbst unsern Siegen Besagten ihren stolzen Jubelton, Die, wenn wir Sonntag uns zusammenfanden, Nicht drohen liegen ihr geweihtes Erz Und, wenn an offner Freundschaftsgrut wir standen, Nicht Himmelschwingen liehen unserm Schmerz!

Und deutsche Frauen! Wüßtet ihr, ihr Frauen, Wie bang wir mitten Weimatseligkeit! Wie oft wir sehnsüchtig nach Euren Schauern Aus dieses Lebens ernter Wirklichkeit Am Tages-Gierlei, im Stillstillschanden, Am Sturm, der unser Feinde Mauer bricht; Da leuchtet hell als Kampfpfeil unsern Widen Der deutschen Frauen liebes Angesicht! So reit' ich still verunken durch die Auen Die kurze Spanne zwischen Pflicht und Ruh, Und meiner heißen Sehnsucht Träume bauen Sich Himmelschlösser Licht und weit dazu: Ach seh' das Vaterland, das siegerneute, Und hör' ein Jubeln, wie ich's nie gehört, Und lei' der Glocken wogenden Gelächte Krängt deutsche Frauenhand uns Helm und Schwert! W. Förster.

Bei den Vorposten.



Feldwebel: ... Und wo steht denn in aller Welt der Müller? Soldat: Zu Befehl, Herr Feldwebel, der Müller ist das zweite Troobündel nach rechts.

Ein Wortspiel.

Das Wort „Krn“.

Ueber die Bedeutung des in den Berichten vom italienisch-österreichischen Kriegsschauplatz viel genannten Wortes „Krn“ wird von einem der slovenischen Sprachkundigen folgende Auskunft gegeben: „Das Wort „krn“ (sprich tern) ist ein in der slovenischen Sprache allgemein gebrauchtes Substantiv und zwar bezeichnet man damit eine scharf zugeschnittene Kante oder auch eine Fels- spitze. Auch die Adjektivformen „krnast“ oder „krnjav“ — abgestutzt, verstümmelt, und das Verbun „okrniti“ — abstutzen, verstümmeln, sind in Slovenischen allgemein gebräuchlich. Jeder des Slovenischen Kundige, der einmal die steile, oben etwas abgestuzte Pyramide des Karth- berges gesehen hat, wird zugeben, daß es nach slovenischem Sprachgebrauch keine treffendere Bezeichnung dafür geben kann als „krn“. Dieser Name dürfte also sicher slovenischen Ursprunges sein und taum etwas mit der hypothetischen keltischen Wurzel „kar“ zu tun haben. Daß die Italiener dafür bei Kriegsbeginn die Bezeichnung Monte negro erfunden haben, dürfte auf einer irtümlischen Deutung des Wortes „krn“ beruhen, indem sie es mit „crn“ (spr. tschern) — schwarz, verwechselt haben. Es gibt wohl in der gleichen Gegend einen Berg, der „Crna prst“ — schwarze Erde genannt wird. Dieser Berg hat den Namen nach einer breiten Fels- platte aus schwarzem Schiefer, die nahe am Gipfel in das weiße Kalkstein eingeprengt ist. Die Crna prst, die übrigens nur eine Höhe von 1844 Metern erreicht, liegt aber bei Wochen- feierlich, volle 20 Kilometer östlich des Krn, so daß eine Verwechslung beider Gipfel wohl ausgeschlossen ist; es dürfte auch den Italienern schwer gelingen, die Crn prst je zu Gesicht zu bekommen.

„Neze biste deutsch!“

Stand da auf irgendeiner Station ein Güterzug, der sich friedlich aus deutschen, holländischen, französischen und belgischen Wagen zusammensetzte, die letzteren mit dem dräuend aufgerichteten belgischen Löwen geschmückt. Aber das Wappentier war symbolisch getötet. Es war mit Kreide einigermal kräftig durchstrichen und daneben standen die kurz und bündigen Worte: „Neze biste deutsch, verstanden?“

Beitres aus einem belgischen Tazarett.

Ein Feldgrauer mit dem Bande des Eisernen Kreuzes erzählt von dem seltsamartigen Rüdizug einer russischen Abteilung: „Die Russe harrowe eine gedacht: liemer einmal e Verteilung feig als des ganze Levee do!“ — Ein verschmitzt dreischnauender Hannoverer belehrt seine ländlichen Kameraden über den Unterschied zwischen Kampion, Champion und Champignon: „Die Babierkladerne wo die Kinner trage, des sinn Lampinjong; Kinder und Greife.



„Großvater, daß wir beide noch einmal zusammen marschieren werden, hat in seinem der Morden gestanden, die du mir erzählt hast!“

die Schwämme wo die reiche Leut esse, heißt mer Schwampinjong, und wer am beste rudern kann, is e Schampinjong.“ — Ein oberbessischer Bauer spricht von französischen Gefangenen, die er transportiert hat: „E bissi Deutsch konnte se schon: Kommetad konnte se ganz gut sage un Ardillerie un Kavallerie!“ — Ein Verwundeter, der in ein anderes Lazarett übergeführt worden ist, schreibt in einem Dankbrief an die Schwester vom Roten Kreuz: „Hier geht es uns auch nicht schlecht, aber man wird doch härter angepaßt, denn hier ist lauter Herrenpersonal und keine Damenbedienung!“

Ein Stoffkäufer in Tiberis.



Dann it, die Sache geht weiter so tief. Zu Lande fallen unsere Pläne ins Wasser — und zu Wasser fliegen unsere Schiffe in die Luft.